

Wie geht man mit diesen Diagnosen aus theologischer Sicht um?

Jutta Sperber

Eine Erwiderung auf die Beiträge von *Joachim Valentin* und *Michael Blume* kann nur auf der Basis einer weitgehenden Zustimmung geschehen. *Joachim Valentins* Durchgang durch die Geschichte der Kultur der Kritik in christlicher Theologie und in der Philosophie ist beeindruckend und wird gut ergänzt durch *Michael Blumes* Ausführungen, die stärker die Rolle des Islam sowie die äußeren Rahmenbedingungen für eine Kultur der Kritik in den Mittelpunkt stellen. Philosophisch erscheint ein Zurückgehen hinter *Immanuel Kant* nicht möglich. Was die Einsichten angeht, die *Jürgen Habermas* unter dem Eindruck der Terroranschläge des 11. September zur ›Vernünftigkeit‹ von Religionsgemeinschaften und damit allem voran zu deren Gewaltfreiheit formuliert hat, so erscheint ein Zurückgehen dahinter auch politisch nicht möglich, wenn Gesellschaften Religionsfreiheit gewähren *und* modern bleiben möchten. Ich bin als religiöser Mensch in einer modernen Gesellschaft aufgewachsen und möchte weder meine Religion noch die Moderne missen. So ist diese Erwiderung eher als Ergänzung und als weiterer Gedankenanstoß zu verstehen.

Eine Verbindung der Erkenntnisse von *Immanuel Kant* mit den Einsichten von *Jürgen Habermas* stellt meines Erachtens der Ansatz einer pluralistischen Religionstheologie dar, wie ihn *John Hick* mehr philosophisch entwickelt.¹ *John Hick* versucht, die Erkenntnisse *Kants* über die Beschränktheit der menschlichen Erkenntnisfähigkeit auf das Feld der Religionstheologie anzuwenden. Selbst wenn man die Existenz eines höchstens Seins voraussetzt und annimmt, dieses habe sich den Menschen offenbart, so ist doch klar, dass diese Offenbarung immer nur mit den begrenzten Mitteln menschlicher Erkenntnisfähigkeit aufgenommen

1 *John Hick*, Gott und seine vielen Namen, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 2002. Besonders hervorzuheben ist das sechste Kapitel »Auf dem Weg zu einer Philosophie des religiösen Pluralismus«.

werden konnte. Kein Mensch könnte ein Sein, das sein Denken übersteigt, zur Gänze erkennen. Jede Offenbarung, jede Begegnung mit diesem höchsten Sein ist also notwendig begrenzt durch den Menschen, dem sie widerfährt. Dessen konkrete Erkenntnisfähigkeit ist wiederum bedingt durch die Zeit, die Kultur, in der er aufgewachsen ist und die sein Denken und seine Sprache geprägt hat. Das eröffnet die Möglichkeit, die Unterschiede in den Offenbarungstraditionen verschiedener Religionen nicht als absolut zu sehen, wie das traditionell getan wird, sondern in Relation zu den Lebensumständen und Denkvoraussetzungen der Menschen, denen diese Offenbarungen zuteil wurden. Auch wenn dies natürlich, sobald es konkreter wird, sehr viel theologische Detailarbeit erfordert, so eröffnet es doch grundsätzlich eine Möglichkeit, eine andere Offenbarung und die Religion, die sich daraus entwickelt hat, theologisch gelten zu lassen, ohne sie von vorneherein als der eigenen unterlegen abzustempeln. Und dies wiederum kann den Weg bereiten für einen deutlich weniger aggressiven Umgang mit religiösen Fragen. Wer auch einer anderen Offenbarung/Religion Wahrheit zugestehen kann, muss nicht um des Seelenheils von Menschen willen Gewalt anwenden, um sie bei der Wahrheit zu halten oder sie erst davon zu überzeugen. Damit wäre *Habermas'* erste Forderung nach einem Verzicht auf die gewaltsame Durchsetzung von Glaubenswahrheiten aus eigener Einsicht deutlich leichter zu erfüllen.

Das trifft sich mit einer anderen Beobachtung: Historisch gesehen kamen die entscheidenden religiösen Kritiken und Umbrüche, die größere Teile einer Gesellschaft in Bewegung brachten, nicht aus Fragen der Denkbareit, sondern aus Fragen der Glaubwürdigkeit. Die prophetische Religionskritik im Judentum, die auch *Joachim Valentin* als Ausgangspunkt der theologischen Religionskritik benennt, entstand daraus, dass das soziale Fehlverhalten in Israel den Gottesdienst und die damit verbundene priesterliche Theologie unglaubwürdig machte. Und wem ist heute noch bewusst, dass es für christlichen Monotheismus in der Antike auch noch einen philosophischen Monotheismus als Konkurrenz gab? Der Vorteil des christlichen Monotheismus lag sicher nicht auf einer denkerischen Ebene – da dürfte eine trinitarische Form von Monotheismus eher die größeren Begründungsprobleme haben, als vielmehr auf einer praktischen Ebene. Die Vertreter eines rein philosophischen Monotheismus hatten keine Skrupel, diesen mit einem gelebten Polytheismus, also beispielsweise dem geforderten Kaiserkult, zu verbinden. Verglichen mit den Christen, die eben diesen Kult als Götzendienst ablehnten und bereit waren, für ihren Glauben an den einen Gott in den Tod zu